Nr. 458. 39. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Freitag, 9. September 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Fleischnot und kein Ende.

Es ist wieder einmal so weit. Die Versorgung des deutschen Volkes mit ausreichender Fleischnahrung durch die heimische Landwirtschaft hat sich, wie so oft schon im Laufe der letzten Jahrzehnte, auch jetzt als unmöglich herausgestellt. Mögen die Agrarier zur Entschuldigung der deutschen Landwirte sagen und schreiben, was sie wollen, die Tatsache, daß wir auch jetzt wieder Notstandspreise für Fleisch haben, läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Auch kommt es in letzter Linie gar nicht darauf an, ob der Zwischenhandel etwas größere oder geringere Profite nimmt, ob in diesem oder jenem Grenzlande die Vieh- und Fleischpreise höher oder niedriger sind. Das alles sind höchstens Komplikationen des an sich so einfachen und durch keine Rabulistik zu verdunkelnden Falles, daß die deutsche Landwirtschaft nicht imstande ist, das deutsche Volk genügend mit der erforderlichen Fleischnahrung zu versorgen, und daß sie doch, dank einer agrarischen Gesetzgebung und Einfuhrpraxis, die erforderliche Zufuhr von Fleisch aus dem Auslande verhindert. „Es gibt auf Erden Brot genug für alle Menschenkinder", hat einst Heinrich Heine gesungen. Es gibt auch Fleisch genug; aber die falsche Wirtschaftspolitik verhindert, daß das deutsche Volk von diesem Ueberfluß etwas abbekommt. Es muß Not leiden, damit eine Minderheit des Volkes zwar nicht das erforderliche Schlachtvieh, aber sich selbst mästen kann.

Die gestrigen Debatten in der Berliner Stadtverordnetenversammlung, die mit exzeptioneller Entschiedenheit geführt wurden und in einem einmütigen Protest gegen die Fleischteuerung ausklangen, stehen nicht isoliert da. Sie sind nur ein Glied in einer langen Kette. Von allen Seiten, aus dem Süden und dem Westen, hören wir den Protest gegen den Fleischwucher und die hermetische Absperrung der Grenzen gegen die Vieheinfuhr. Die großen Kommunen fordern eine Abhilfe des handgreiflichen Notstandes. Die Fleischerinnungen weisen unwiderleglich nach, daß die Händler und Fleischverkäufer gegen den bestehenden Notstand machtlos sind. Die Vertreter des Handels und der Industrie weisen auf die sozialen und politischen Gefahren hin, die eine Verteuerung der Fleischnahrung im notwendigen Gefolge haben muß. Und der Mittelstand wie vollends die Arbeiter, die mehr und mehr sich der Fleischnahrung entwöhnen müssen, machen ihren Sorgen und Beschwerden in wuchtigen Beschlüssen Luft. Das alles zusammen gibt denn wohl ein Recht zu der Frage, wie lange noch die Reichsregierung untätig zusehen will, wenn das gerade für ein industrielles Land unentbehrliche Fleisch zu einem Luxusgegenstand, wenn Schmalhans Küchenmeister und der Schmachtriemen das notwendigste Bekleidungsstück in deutschen Landen wird.

Vielleicht hören wir auch heute wieder, daß es sich um eine vorübergehende Erscheinung handle. Das ist nicht wahr. Die gleichen Debatten, Proteste und Resolutionen haben wir, um nicht weiter zurückzugreifen, in den Jahren 1905 und 1906 gehabt. Immer wieder ist das Volk damit vertröstet worden, daß die Teuerung bald vorübergehen werde. Am 30. November 1905 stand im Reichstag eine Interpellation über die Fleischteuerung auf der Tagesordnung. Damals war noch der Gutsherr von Dalmin, Herr v. Podbielski preußischer Landwirtschaftsminister. Er nahm die Sache auf die leichte Achsel, witzelte etwas über den Berliner Viehhof, erklärte die Fleischnot für eine „vorübergehende Erscheinung" und lehnte jede wirksame Konzession an das Volk rundweg ab. Die Fleischnot tat aber Herrn v. Podbielski nicht den Gefallen, aus den Grenzen des Deutschen Reiches zu verschwinden. So kam es zu einer abermaligen Interpellation über die Fleischnot im Dezember 1906. Herr v. Podbielski allerdings war unterdessen bereits „verduftet". Aber sein Nachfolger Herr v. Arnim schlug, wenn auch nicht mit dem urwüchsigen Humor „Pods", in die gleiche Kerbe. Die Fleischteuerung war immer noch „vorübergehend". Die Reichsregierung konnte allerdings nicht völlig ablehnend sich verhalten. Sie tat zwar nichts, hielt auch an der Sperrung der Grenzen fest, aber sie versprach immerhin einige Erleichterungen anderer Art, die freilich nachher auch nicht erfolgten. Und da unmittelbar auf diese Fleischnotdebatten im Reichstage die Auflösung des Reichstages folgte, so trat die Erörterung der Fleischteuerung eine Zeitlang hinter anderen politischen Fragen zurück. Auch kamen ja ein paar Jahre, in denen sich die Fleischnot weniger fühlbar machte. Aber es war eben nur eine kurze Pause. Schon in diesem Frühjahr kündigte sich eine Verteuerung des Viehs und der Fleischpreise von neuem an, und heute steht das deutsche Volk im Zeichen einer Fleischnot, die höher ist als je zuvor.

Von dem guten Willen der Agrarier ist gar nichts zu erwarten. Im Gegenteil, man hat an der Milchteuerung in Frankfurt am Main gesehen, daß sogar schimpfliche Praktiken nicht verschmähen, um den Preis der agrarischen Produkte noch künstlich in die Höhe zu treiben. Deshalb wird auch der Rat des jetzigen preußischen Landwirtschaftsministers v. Schorlemer — auch Herr v. Arnim ist ja unterdessen „verduftet" —, daß die Landwirte mehr Jungvieh einstellen sollten, nur mit Hohnlächeln aufgenommen werden. Wie werden sich denn auch die Agrarier ins eigene Fleisch schneiden. Sie sehen natürlich zu, daß die Teuerung bestehen bleibt, daß die Preise womöglich noch mehr in die Höhe getrieben werden. Die agrarische Regierung gibt ihnen ja selbst die Waffen dazu in die Hand.

Daß der künstlich gemachten Fleischknappheit und Fleischteuerung nicht wirksam begegnet werden könnte, ist nichts als Phrase. Man braucht nur aus Dänemark, aus den Niederlanden, aus Frankreich Vieh hereinzulassen, man braucht nur den Import argentinischen Fleisches zu gestatten, um den deutschen Markt mit dem nötigen Fleisch zu versorgen. Der Seuchengefahr kann man dabei mit ausreichenden Vorkehrungen steuern. Aber man müßte allerdings mit den Grenzsperren und Grenzschikanen aufhören, und man müßte durch billige Bahntransporte die Zufuhr von Vieh und Fleisch nach den Großstädten ermöglichen. Doch wer glaubt ernstlich daran, daß solche durchgreifenden Maßnahmen von der heutigen Regierung ergriffen werden? Die Agrarier befehlen, und Herr v. Bethmann Hollweg mit seinen „Handlangern" hat zu gehorchen; so liegen die Dinge. Wehe ihm, wenn er gegen den agrarischen Stachel löken wollte. Deshalb wird von seiten der Regierung kaum etwas geschehen, um der Fleischnot zu begegnen. Alles, was getan werden muß, kann nur durch das Volk selbst erzwungen werden.

Ob Podbielski, ob Arnim oder Schorlemer, es ist immer das gleiche Lied. An der agrarischen Supremate liegt es, wenn nichts geschieht. Hier muß der Hebel angesetzt werden. Die agrarische Wirtschaftspolitik hat ja an allen Ecken und Enden sich als gemeingefährlich und auf die Dauer undurchführbar erwiesen. Aber vielleicht ist es gerade die allen fühlbare Fleischteuerung, die einmal den großen Umschwung herbeiführt, der mit Naturnotwendigkeit kommen muß. Die Agrarier aber und die ihnen dienstwillige Regierung sollten die Dinge nicht zu leicht nehmen. Wenn einmal die Abrechnung erfolgt, dann wird sie sich nicht bloß auf Viehzölle, Grenzsperre und Quarantäne erstrecken. Unterdessen stellen wir an die heutige Regierung die Forderung, daß sie nicht die Hände müßig in den Schoß legt, sondern die erforderlichen Maßregeln zur ausreichenden Ernährung des deutschen Volks mit Fleisch trifft. Kann sie es nicht oder will sie es nicht, dann trägt sie die Schuld an den kommenden Tagen, die ihr nicht gefallen werden.

*

✕ **Frankfurt a. M.**, 9. September. (Privat-Telegramm.) In der gestrigen Stadtverordnetensitzung teilte Stadtrat Lewin mit, daß der Magistrat an den Bundesrat, den Reichskanzler und den Landwirtschaftsminister eine **Eingabe** gerichtet habe, in der er auf die Beunruhigung der Bevölkerung in der Frage der Fleischnot hingewiesen hat und um Abhilfe bittet.

Stuttgart, 9. September. (W. T. B.) Durch eine Verfügung des Ministeriums des Aeußern wird angeordnet, daß alle ermäßigten Frachttarife für die **Einfuhr von Fleisch**, frisch geschlachtetem Vieh und von Pferden im inneren Verkehr und im Verkehr mit anderen deutschen Bahnen bis zum 31. Dezember 1910 verlängert werden.

Gegen die Fleischteuerung.

Gegen die bestehende Fleischteuerung protestierte eine öffentliche Versammlung des Verbandes der Deutschen Gewerkvereine (H.-D.), die am Donnerstag im Verbandshause (Greifswalder Straße) tagte. Das Referat des Verbandssekretärs Jordan machte die hochschutzzöllnerische Politik für den herrschenden Notstand verantwortlich und geißelte die volksfeindliche Haltung der agrarischen Junker, die ihr altgewohntes Raubritterwesen heutigen Tages mit der Klinke der Gesetzgebung betreiben. Die landwirtschaftlichen Fachkreise seien sich darüber klar, daß im wesentlichen die schlechte Viehhaltung, nicht aber die Einfuhr aus dem Auslande an den Viehseuchen in Deutschland schuld sei. In der lebhaften Debatte sprach unter anderen auch Stadtverordneter Goldschmidt, der den Standpunkt des Sozialdemokraten Schippel in dieser Frage kritisierte, im übrigen sich auf den Standpunkt des Redners stellte. Die einstimmig angenommene Resolution hatte folgenden Wortlaut: „Die am 8. September 1910 im Verbandshause zu Berlin tagende Gewerkvereinsversammlung stellt fest, daß die Fleischpreise eine für die Arbeiter fast unerschwingliche Höhe erreicht haben. Dies ist um so schwerwiegender, als auch alle anderen Lebens- und Bedarfsmittel im Preise erheblich gestiegen sind. Erfahrungsgemäß muß bei dem geringen Einkommen der weniger bemittelten Volksschichten zuerst die Fleischnahrung eingeschränkt werden. Ohne Gefährdung der Volksgesundheit und der daraus sich ergebenden Minderleistungsfähigkeit der gewerblichen wie der industriellen Arbeiterschaft und kaufmännischen Angestellten ist die aus den Teuerungsverhältnissen sich ergebende Einschränkung auf die Dauer nicht zu ertragen. Die heute im Reiche maßgebende hochschutzzöllnerische Richtung steuert immer mehr dem Zeitpunkte zu, die breite Masse des deutschen Volkes einer dauernden Unterernährung zu überantworten, zum Schaden der ganzen Volkswirtschaft. Da erwiesenermaßen die deutsche Landwirtschaft in der Produktion von Schlachtvieh nicht genügend leistungsfähig ist, fordern die Versammelten energisch die Oeffnung der Grenzen, um den breiten Massen des Volkes die notwendige Fleischnahrung zuführen zu können."

Ollivier über Bismarck.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Straßburg, 9. September.

Der „Nouvelliste d'Alsace-Lorraine" veröffentlicht eine Unterredung, die einer seiner Redakteure mit dem früheren napoleonischen Minister

Vierundzwanzig Stunden in der Irrenanstalt.

Von [Nachdruck verboten.]

Hermann Heijermans.

Weil in letzter Zeit in der Presse verschiedentlich von Beschwerden des Pflegerpersonals der Irrenanstalt „Buch" und der Epileptikeranstalt „Wuhlgarten" die Rede war, und weil ich annahm, daß, wo das Pflegepersonal Protestversammlungen abhielt, „etwas faul im Staate Dänemark sei," ganz besonders aber im Hinblick auf die „Kranken", die sich schwerlich verteidigen können, bin ich im Auftrag des „Berliner Tageblatts" auf eine Untersuchung dieser Angelegenheit ausgegangen. Es gibt drei städtische Irrenanstalten in Berlin: Herzberge, Buch, Dalldorf. Zuerst habe ich versucht, mich als Pfleger anzumelden, was mir aber trotz des Mangels an Personal in den Anstalten nicht glückte, da es mir unmöglich war, ein Führungsattest, dessen man offiziell dazu bedarf, in die ausländischen Finger zu bekommen. Darauf habe ich es auf andere Weise versucht, und von den verschiedenen Dingen, die ich in Erfahrung gebracht, möchte ich hier einen beschränkten Ueberblick geben.

*

Halb ein Uhr nachts betraten wir, mein Begleiter und ich, von der kleinen Station aus den Weg, der zur Irrenanstalt führt. Ihren Namen brauche ich kaum anzugeben, weil sich Herzberge, Buch, Dalldorf, was die wissenschaftliche Behandlung der Patienten anbetrifft, wie ich auseinandersetzen werde, einander gleichen wie ein Tropfen dem anderen.

Es war eine wunderbar stille Nacht, eine Nacht mit klaren, kühlen Sternen, träumerischer Mondschei und klagenden Blättergeflüster. Schweigend schritten wir an den ausgedehnten Rangiergleisen mit ihren ungezählten, weißen, gelben, roten und grünen Lichtlein entlang. Die starken bizarren Ungetüme, welche die Wagenlasten über die blinkenden Schienen zogen, keuchten, stampften, schnaubten, und in der ringsum herrschenden Dunkelheit quoll ihr weißer Atem in Ringeln und Strudeln auf, als ob hastig flüchtende Phantome zwischen all den weißen und roten Lichtlein hinstoben. Wir waren die einzigen, die so spät des Weges gingen, die einzigen, die an den ausgestellten Grabdenkmälern vorüberkamen, die einzigen, die das leise Geräusch des Kirchhofs mit seinem sanft schwankenden Laubwerk und das Fauchen der Lokomotiven vernahmen. Dunkler wurde der Weg. Man unterschied keine Bäume, keine Häuschen, keine Gegenstände mehr. Fast tastend gelangten wir bis an eine in ziemlicher Entfernung stehende Laterne. Dort wurde ein Gittertür aufgeschlossen und fiel mit schwachem Gedröhne wieder zu. Wir waren im Park des Irrenhauses. Zwischen den schwarzdrohenden Bäumen der langen Allee sah man dann und wann das bläuliche Zwinkern eines Sterns. Sonst nichts. Unsere Schritte riefen ein Echo wach, dürre Zweige knackten, und von den Rangiergleisen erscholl immer aufs neue das ängstliche Stöhnen der Maschinen. Dann tauchte an einer freien, baumlosen Stelle träg-träumerisch wieder die kleine Mondsichel an der fahlen Himmelskuppel auf, und die ersten Laternen des Dorfes mit seinen 1500 Seelen an Kranken und Personal, des Dorfes, wo jeder Pflegling ein „lebender Sarg" ist, wie mein Begleiter sich ausdrückte, beleuchteten die herabhängenden Blätter. Das erste „Haus" und das „Kasino" der Aerzte ließen wir hinter uns. Nur die mattgelben Fenster der Korridore bissen Löcher in die dunkle Nacht. Das übrige schien wie ausgestorben. Wieder fiel eine Gittertür hinter uns zu. Wir befanden uns jetzt nicht mehr in dem Park, sondern in der durch eine Mauer umgrenzten Anstalt selbst. Wenn nicht der Lärm einer Lokomotive manchmal wie das Geheul eines Hundes erklungen wäre, würde es hier grenzenlos ruhig gewesen sein. Und auch drinnen im „Aufnahmehaus", wo die breiten Gänge spärlich von Lampen mit roten Schirmen beschienen wurden, und wo die Unglücklichen in einem nicht genug zu preisenden, barmherzigen Schlaf Vergessenheit gefunden, war es im Vergleich mit dem, was ich am folgenden Tag wahrnehmen sollte, wohltätig still. Um niemanden zu stören, schlichen wir auf den Zehen und sahen die Pflegerinnen, die die Säle mit je zwölf Betten bewachten, an ihren kleinen Tischen sitzen. Und während wir gespannt so einen Saal überblickten, hielten wir den eigenen Atem an, dem Atem der in die Decken gewühlten Kranken zu lauschen. Wie traurig und ergreifend dies Ganze! Das waren Menschen, die einst frei in der Gesellschaft sich bewegt, Menschen von Gesundheit und Leben strotzend, Menschen mit Schicksalen, Freuden und Schmerzen, Menschen mit Kindern, Menschen, die nun nach keiner Richtung hin mehr mitzählten. Hier lagen Bett an Bett Dramen und Tragödien. Hier war fast keine Hoffnung mehr. Hier in diesem „Aufnahmehaus" weiblicher Geisteskranker, wo sich durch zu starke Anfuhr von „Großstadtmaterial", weibliche Verbrecher neben gewöhnlichen Geisteskranken streckten, ruhte eine Frau, die ihre drei Kinder ermordet hatte — und nun schlief; ruhte eine Frau, die ihren Mann erstochen — und nun, Gott sei Dank, schlief; ruhte ein Mädchen, das seinen Säugling erwürgt — und nun wunderbar fest schlief. Welch' köstlich-anbetungswürdige Sache ist der Schlaf, und wie entsetzlich muß in einem solchen Raum das Erwachen sein mit der Erinnerung an das, was vorgegangen! Die Schuhe hätte man sich am liebsten ausziehen mögen, um nur ja kein Geräusch zu verursachen.

*

Auch in den Zellen, wo die Tobsüchtigen, die nicht auf einfache Manier zu beruhigen waren, eingeschlossen wurden, hatte in dieser Nacht der barmherzige Schlaf seinen Einzug gehalten. Blickte man durch die kleine Scheibe, das Guckloch der Tür, so lag dort irgendwo ein abgerackerter Körper in völliger Bewußtlosigkeit, der doch noch in seiner Uebermüdung den Strohsack am Boden gefunden hatte.

„Heute schlafen alle," flüsterte die Pflegerin, und wir schlichen weiter. Von Guckloch zu Guckloch, von Saal zu Saal. Türen gingen auf, Türen gingen zu. Aber da befanden wir uns schon wieder in einem anderen „Haus", in der Abteilung für „unruhige" Männer. In diesem Hause hing die Kleidung, die Röcke, die Beinkleider, die Strümpfe der Verpflegten auf den Stühlen in den Gängen, — eine Vorsichtsmaßregel gegen Fluchtversuche; und auf einem Regal in einem Wartezimmer lagen die sämtlichen Strohhüte, wohlgezählt, soviel Hüte wie Pfleglinge. Auf ihren Tisch herabgebeugt saßen die Pfleger mit Lesen oder Berichtschreiben beschäftigt, immer zu zweien, während ein dritter hinter einer spanischen Wand schlief, um beim leisesten Alarm gleich miteingreifen zu können. Auch hier war es ruhig. Ein paar Männer, die sich die Decke vom Körper geworfen, lagen halbnackt da. Einer, der eben eine Einspritzung bekommen, weil er die anderen durch sein „Delirieren" wachzuhalten drohte, stöhnte noch ein wenig. Einer, der ganz über den Schlaf fort war, saß aufrecht in seinem Bett und stierte, stierte, ohne seine Schicksalsgenossen zu